Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 40. Bromberg, den 24. Februar 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(1. Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Martin Hochstraßer, der Leutnant, ging in Uniform durch die Herrlibacher Hauptstraße. Das war jedesmal ein förmlicher Triumphzug für ihn. Das Dorf war nicht klein, aber doch klein genug, daß jeder den anderen und des anderen Tasche kannte. Martin Hochstraßer hatte aber eine bemerkenswerte Tasche, nicht sowohl um dessentwillen, was darinnen war, wohl aber, was später einmal von des Vaters Seite hineinkommen konnte. Außerdem war er, der des häufigen Militärdienstes wegen den größten Teil des Jahres von Herrlibach abwesend war, den Dörflern so selten vor den Augen, daß sie die Hälse nach ihm als etwas Neuem streckten, wenn er auftauchte, und endlich war er: der schmucke und von Wesen angenehme Mensch in dem leuchtenden Soldatentuch. So fuhr da und dort ein Fenster seinetwegen auf, drehte sich alle Augenblicke einer oder eine in der Straße nach ihm um, kam des Präsidenten Tochter unter die Haustüre und winkten des Rabenwirts zwei Mädchen aus dem Wirtsgarten. Kurz, es war eine ansehnliche und behagliche Reise, die Martin durchs Dorf tat. Sein Säbel rasselte auf der harten Straße, und er selber schwang sich in den schlanken Hüften, grüßte dahin und dorthin, ein bißchen von oben herab oder, wenn der Gruß einem hübschen Mädchen galt, vertraulicher, als sonst Art war, und an seinem Gesicht war zu sehen, wie wohl ihm zumute war.

Er gelangte über den Weg hinab an den See. Der warme Nachmittag wollte in den Abend vergehen. Die Häuser an der Seestraße trugen noch von der Sonne heiße, wie geweißte Fronten. Die gerade Straße streckte sich weit und war staubig und heiß wie die Häuser, aber der See ihr dicht zur Seite lag ruhig, tiefblau und glatt, ein paar Weidenbäume mit blätterschweren Zweigen hingen vom Ufer über ihn herein, als beschauten sie sich schläfernd im Spiegel, und ließen langes Haar ins Wasser rieseln. Die Sonne beschied sich, brannte nicht mehr, warf aber einen reichen Glanz über Land und See und über den sich schwingenden Leutnant. Der steuerte dem schattigen Biergarten zu, der neben der Schifflände lag und zum Gasthaus zur Post gehörte. Das letztere stand drüben breit und so sonderbar einladend an der Straße, daß man sich des Gefühls nicht zu erwehren vermochte, das Haus habe irgendwo ein Paar Arme, die es weit auf- und einem entgegenstrecke. Nun befand sich aber zwischen der Stelle, auf der Martin Hochstraßer daherschritt, und seinem Ziel noch ein anderes kleines weißes Haus mit grünen, jetzt geschlossenen Läden, das sich plötzlich, obwohl es ganz schlicht und bescheiden neben der Straße stand, als ein Hindernis erwies, an dem der Leutnant nicht vorüberkam. Das Haus sah neu aus, wohl weil seine Laden und seine dunkle Tür frisch gestrichen waren; in Wirklichkeit war es eins der ältesten unten am See; aber die darin wohnten, waren neu, waren es ziemlich für die Herrlibacher, bei denen sie seit vier Wochen lebten, und ganz für den Leutnant, der sie zum erstenmal in ihrer neuen Behausung sah. Ein schmaler grüner Garten lag vor dem Hause, eine starke Buchsbaumhecke schützte ihn gegen die Straße, und Spalierreben, die bis an die Fenster des ersten Stockes gezogen waren, leiteten aus seinem Grün zum weißen Hause über. Der Garten war heute eines Stillstehens wohl wert. Mit seinem Grasbande, aus dem wie Inseln drei Blumenbeete sich hoben, und seinem schmalen grauen Kieswege war er das Bild einer schönen stillen kleinen Welt, die gesegnet unter der großen Sonne lag. Das Grün war dunkel und saftig, und daraus hoben sich, wie eben neu mit starkem leuchtendem Pinsel betupft, die Margueriten, Geranien und Begonien, Sträucher blauer Vergißmeinnicht und am Boden gebüschelte vielfarbige Stiefmütterchen. Und die Margueriten waren klatschweiß und standen wie Sterne über dem kleineren Bluft. Vornehm aber und das kleine Blumenvolk überragend wuchsen außerhalb der Beete einzelne Rosenstöcke mit vollen, üppigen dunkeln, rosafarbenen und gelben Blüten behangen. Die kleine Welt des Gartens hatte ihr besonderes und zufriedenes Leben, das wie eine stille Musik wohl zu seinen schönen Farben paßte, das Nicken der Blätter da und dort, das stille Rieseln des langen, im leisen Winde sich neigenden Grases, ein Mückensummen und Sichwiegen kleiner grüner Käfer, die zahlreich auf Halmen und Blumen saßen. Mit diesen Käfern machte sich der alte Gotthold Fries zu schaffen, der ehemalige Schiffskapitän, der viele Jahre lang zwar nicht sein Fahrzeug durch weite und gefährliche Meere, wohl aber eines der Dampfschiffe auf dem St.-Felix-See geführt hatte, und seine Tochter Brigitte half ihm dem den Garten schädigenden Getier zu Leibe gehen. Die beiden Menschen paßten aber so wohl in die schlichte Schönheit des kleinen Gartens, daß sie dem Bilde erst die rechte Vollkommenheit gaben. Der alte Fries war von kleiner Statur. Wie er eben über dem hohen weißen Rosenstocke stand, ragte sein Kopf so wenig über die Krone desselben hinaus, daß dieser Kopf jemand, der die dazugehörende Gestalt nicht sah, fast als aus den dunkelgrünen Blättern herausgewachsen erscheinen mochte. Es war auch schön und erstaunlich zugleich zu sehen, wie das Haar und der Vollbart des alten Mannes genau dieselbe seidenschimmernde und feine bleiche Farbe der Rosen hatte, die am Stocke standen. Das Haar war voll und kraus wie das eines jungen, das über die Blumen geneigte Gesicht stark gebräunt und von schweren Runzeln durchschnitten, die Stirn mit den noch grauschwarzen Brauen emporgezogen, so daß die Züge einen halb erstaunten, halb ängstlichen Ausdruck erhielten, der durch den schmalgeschlossenen Mund noch verstärkt wurde. Die Augen waren braun und hatten einen falkenhaften, eigentümlich spähenden Blick, der an den Beruf des einstigen Kapitäns erinnerte. Fries trug auch den Kopf noch immer vorgeneigt und gab unwissentlich dem Körper dieselbe Haltung noch, die er, auf der Kommandobrücke seines Schiffes stehend, gehabt haben mochte, wenn sein Blick dem Fahrzeug, seinen Weg messend, vorausgeflogen war. Außer dieser Haltung und dem scharfen Blitzen der Augen hatte der alte Mann freilich nichts Rauhes oder Seemannhaftes an sich. Sein Gesicht war still, und wer hineinsah, brauchte nicht lang zu fragen, warum Gotthold Fries während seiner langen Dienstjahre unten in St. Felix und in allen Umgemeinden des Sees nur unter dem Namen „der gute Kapitän“ bekannt gewesen war. Seine Tochter Brigitte überragte ihn um einen Kopf, was noch immer nicht hieß, daß sie groß war. Auf ihr, deren zarte, zierliche Gestalt in anmutigen Bewegungen sich bückte und wieder aufrichtete, haftete der Blick des sich nähernden Martin, sie hatte

er zuerst erspäht, und sie war schuld, daß er seine Schritte verlangsamte, sie in einen Schlendertakt fallen ließ und daß er wie zufällig dicht an die Buchsbaumhecke herantrat.

„Guten Abend, Kapitän", sagte Martin und warf beide Arme über die Hecke, bequem sich hinnestelnd, wie um zu sagen: so, da bleibe ich eine Weile. Als aber zugleich mit dem Vater das Mädchen sich umwendete, schlug er die Hacken zusammen, stand stramm und salutierte. Dabei trafen seine Augen dreist und fest in die blauen Brigittens, die sie errötend senkte.

„Ihr seid also schon eingezogen", setzte Martin das Gespräch fort, als der Alte ihm den Gruß zurückgegeben hatte.

„Schon vor vier Wochen", gab Fries zurück. Dann nannte er seiner Tochter des Leutnants Namen, und sie trat an die Hecke heran, legte die schlanke Hand in die Martins, und wie vorhin ob seines allzu frei den ihren suchenden Blickes errötete sie jetzt, weil er ihre Hand nur langsam, als ob sie sich lange kennten, wieder aus der seinen gleiten ließ. Sie trat gleich darauf zurück und nahm ihre Arbeit auf. Fries und Martin aber, die einander von mancher gemeinsamen Fahrt auf dem See kannten, kamen in eine Unterhaltung darüber, wie jenem sein Ruhehafen hier in Herrlibach gefalle, wieso er darauf verfallen, gerade hier sich anzusiedeln und dergleichen mehr. Der Alte war gesprächig, und Martin hatte die vorige Stellung wieder eingenommen, als gedächte er am Buchsbaumhag zu übernachten. Während er aber dem Kapitän Rede und Antwort stand, flog sein Blick immer wieder nach dem Mädchen hinüber, das sich um ihn nicht kümmerte. Mit leichten und anmutigen Schritten ging sie von Rosenstock zu Rosenstock. In ihrem Wesen und ihrem Äußern war etwas Kindliches; das aschblonde Haar hing ihr in zwei langen Zöpfen in die Hüften. Ihr Gesicht war weiß und fein, von einer fast schmerzhaften Zartheit. Ihre Brauen waren hoch über die stillen Augen gestrichen, Nase und Mund von schöner, schlichter Zeichnung, insbesondere aber fiel unter dem glatt zurückgestrichenen Haar die schöne Reinheit ihrer Stirne auf. Der Leutnant verdaute nicht, daß sie seiner nicht weiter achtete; die Weiber von Herrlibach und anderwärts hatten ihn zu sehr verwöhnt, als daß ihn die Eitelkeit nicht gestochen hätte. Vielleicht aus Ärger, vielleicht aber auch nur, um sie ins Gespräch zu ziehen, fragte er daher jetzt: „Und das Fräulein? Wie findet sie sich ins Landleben?"

Brigitte hörte nicht oder wollte nicht hören. Fries aber gab statt ihrer Bescheid, daß sie, die bisher in St. Felix gewohnt und dort noch die Schule besucht hatte, hier in Herrlibach ganz glücklich sei und sich nichts Besseres wünsche. „Wenn man nur noch jünger wäre", fügte er mit einer leisen Bedenklichkeit hinzu und kam dann in ein Erzählen, das fast ein Selbstgespräch war. Wie es ihn doch sonderbar gemahnt habe, als ihm vor einem Jahre seine Frau gestorben, die jünger als er gewesen, wie Leute im hohen Alter von Fünfzigen keine Kinder mehr haben sollten, damit sie nicht, wie heute er mit seinen Achtundsechzig, die Furcht täglich vor Augen haben müßten, daß das junge Kind zu früh verwaise und schutzlos zurückbleibe und dergleichen mehr! Martin, der Leutnant, nutzte seine Gabe, sich den Leuten angenehm zu machen, und wußte in ernsthaften und wohlgesetzten Worten den Alten zu trösten, daß er bei seiner Rüstigkeit wohl noch lange zu leben habe und daß sich nachher und zumal hier in Herrlibach wohl rechtschaffene Leute finden würden, bereit, einen so lieben Schützling wie seine Tochter in ihre Obhut zu nehmen. Weil bei diesen Worten die Gesichter beider sich Brigitten zuwendeten und auf beiden ein Lächeln war, so daß sie leicht erriet, wie sie von ihr sprachen, kam diese nun doch herüber und fragte, was sie meinten. Sie kamen dann auf Martins Vater Lukas zu reden, auf den der Leutnant das Gespräch gebracht hatte, wohl um gleich einen Menschen zu nennen, dessen Schutz des Kapitäns Tochter sicher und wertvoll sein möchte. In das stille Antlitz des Alten kam, als nun die Rede von Lukas Hochstraßer ging, ein großer Ernst. Er sprach davon, wie er sich lange vorgenommen, ihn aufzusuchen, schon weil er sich ihm in seiner Witwerschaft auf eine betrübliche Art verwandt fühle, dann aber auch, weil er sich seiner als eines seiner Fahrgäste erinnere, die er zwar nicht oft auf dem See gesehen, die man aber nicht so leicht wieder vergesse. Er brachte seine Gedanken lange nicht mehr von Lukas ab; selbst als Martin es inzwischen an der Zeit hielt, seinen Weg fortzusetzen, und sich verabschiedete, sprach er noch, hinter dem Davonschreitenden herblickend, zu dem Mädchen: „Seinen Vater mußt du einmal sehen, Mädchen. Die Welt hat wenige Biedermänner wie den."

Brigitte blickte nachdenklich auf die Straße, auf der Martin davonschritt, und empfand dabei an ihrer Hand noch den langen und bedeutsamen Druck, mit dem er sie beim Weggehen gegrüßt hatte. Vielleicht war das Wort, das seinen Vater rühmte, schuld daran, daß sie diesen Händedruck Martins weniger als dreist und aufdringlich empfand als seinen ersten Gruß.

Martin wendete sich indessen dem Biergarten zu, auf den er von Anfang an losgesteuert hatte. Es waren keine Gäste da; denn die von Herrlibach hatten werktags nicht Muße fürs Wirtshaus, aber die Kellnerin sah ihn hineingehen und kam, nach seinen Wünschen zu fragen. Er war unter den mächtigen alten Linden des Gartens und zwischen den Wirtstischen hindurchgeschritten bis zum Geländer, das den Garten gegen den See hin abschloß. Hier ließ er sich an einem Tische nieder und tändelte eine Weile mit dem vor ihm stehenden Schenkmädchen. Er tat das in einer lässigen, oberflächlichen Art wie etwas, was ihm bis zum Überdruß Gewohnheit war. Als er sich dabei zu langweilen anfing, sandte er das Mädchen nach Bier. Sie blieb eine Weile aus. Indessen wendete Martin sich dem See zu und blickte auf das stille, glänzende Wasser. Im Garten dämmerte es schon, die Bäume hielten ein so schweres grünes Dach über die Tische, daß das Licht nur spärlich hindurchfiel. Martin legte den Kopf in die hohle Hand und gähnte. Die Postkellnerin war nicht über Mittelmaß hübsch. Es hatte nicht der Mühe gelohnt, ihr schönzutun. Aber als er nun allein saß, den Blick auf das Wasser geheftet, kam ihm jäh das Bild der jungen Brigitte Fries wieder vor Augen. Er rutschte unruhig auf seiner Bank. Sapperlot, sapperlot, ein schönes Kind war sie, die da von vorhin! Schade, daß er morgen wieder einrücken mußte! Und Martin Hochstraßer kam ins Spinnen. Er sah sich an des Kapitäns Gartenhag, sah sich dann im Garten selber, saß auf der hinter ein paar buschigen Tannen versteckten Bank und hatte Brigitte neben sich. Martin Hochstraßer hatte eine lebhafte Phantasie und eine Art Virtuosität, sich in derlei angenehme Lagen zu bringen. Bis die Kellnerin mit seinem Glas kam, unterhielt er sich derweise ganz gut. Als das Mädchen das Bier mit einem „Prosit" vor ihm hinstellte, fuhr er aus seinen Gedanken.

Ob er mit dem Schiff stadtwärts wolle, fragte ihn die Hebe.

„Heute nicht mehr, morgen", gab er zurück. Aber er sei um die Post gekommen, die das Schiff von St. Felix brächte. Er erwarte Nachricht von einem seiner Vorgesetzten.

Eine Weile zog sich das Gespräch zwischen ihm und dem Mädchen so hin, lässig, fast faul, dazwischen hinein tätschelte er ihre rote unschöne Hand oder kniff sie in den Arm, und sie wehrte ihm mit einem dreisten Lachen, das bewies, wie ihr die Abwehr nicht ernst war. Der Abend brach rasch herein. Auf dem See scholl das Geräusch stampfender Räder. Drüben wurde das Schiff sichtbar. Martin stand auf und trat ans Geländer, die Kellnerin stellte sich neben ihn, so sahen sie dem langsam näher ziehenden Dampfboot entgegen. Als es so nahe war, daß die Personen an Bord sich unterscheiden ließen, ging das Mädchen ins Haus zurück, wo es für sie Arbeit gab. Martin blieb stehen. Das Schiff legte drüben am Landungssteg an, die Brücke wurde auf Bord geschoben. Eine Anzahl Passagiere stieg aus, Leute von Herrlibach. Martin grüßte hinüber, den einen und andern, und sie grüßten zurück. Ganz zuletzt trat ein junges Mädchen in blitzblauem Kleid, ein schwarzes Spitzentuch über den Kopf gelegt, ans Land. Sie stieg zögernd aus, der Schiffsbeamte mußte sie zur Eile mahnen, und dann stand sie fremd und wie scheu am Ufer. Plötzlich fiel ihr Blick auf Martin, den sie auf der andern Seite des Schiffes stehend, bisher nicht bemerkt hatte. Im gleichen Augenblick wurde auch der Leutnant ihrer gewahr. Beide schraken sichtlich zusammen. Das bleiche Gesicht des braunhaarigen Mädchens wurde noch weißer. Martins Stirn glänzte plötzlich, als ob ihm heiß sei. Er machte unwillkürlich eine Bewegung nach dem Garten zurück. Dann trat er an den Tisch, setzte sein Bierglas an, trank hastig, stellte es aber wieder hin, ohne es zu leeren, und ging dem Ausgang zu. Aber noch ehe er unter den Bäumen hinaustrat, stand die im blauen Kleid am Garteneingang.

„Martin," sagte sie mit einer angstvollen und demütigen Stimme. In ihren braunen Augen, die das Schönste an ihrem weichen, runden, sommersprossigen Gesicht waren, standen Tränen.

„Bist du von Sinnen?" sagte der Leutnant in unterdrücktem Ton und mit zorniger Hast. Dabei schaute er sich um, ob niemand nahe sei.

Die Leute auf dem Landungssteg hatten sich verlaufen. Nur drüben im Gasthaus in der im Erdgeschoß gelegenen Wirtsstube war Lachen und Lärmen. Dort war die Zahl der Gäste gewachsen.

„Ich habe dir nachgehen müssen, es hat mir keine Ruhe gelassen," stieß das Mädchen wieder heraus.

Sie sprach einen süddeutschen Dialekt. Ihre Erregung war so groß, daß sie zitterte, und in Wort und Geste lag eine grenzenlose Angst. Martin trat tiefer in den Schatten der Bäume zurück. Es war jetzt fast dunkel im Garten. „Was ist denn? Hast du nicht warten können, bis ich wieder in St. Felix bin?" fragte er unwirsch.

Sie kam näher zu ihm. „Es ist doch — ich —" stammelte sie.

Er versuchte ein Lachen, aber es ging nicht recht. Neben ihrer zitternden Furcht kam es nicht auf.

„Mein Gott," fuhr sie in leiser, sich überstürzender Rede fort. „Du mußt mir helfen. Du mußt mir raten, was ich tun soll. Ich kann es meiner Mutter nicht heimschreiben. Er läßt mich nie mehr ins Haus, der Vater, und — und ich bin ja doch fremd hierzuland. Kaum vier Monate, daß ich fort bin von daheim, und ich kenne mich nicht aus hier, und — Martin — du mußt mir doch sagen —?"

„Ich kann dich nicht heiraten," sagte der Leutnant in dumpfem, störrischem Ton.

Sie sah an sich hinunter. Kleidung und Wesen verrieten leicht das Mädchen vom Lande, das dienen lernte. Nun brach sie in bitteres, in sich verwundenes Weinen aus. Und darauf bat sie wieder: „Mein Gott, mein Gott, sage mir doch, was ich tun soll."

Martin Hochstraßer senkte den Kopf. Die Worte des Mädchens und der Ton ihrer Stimme gingen ihm zu Herzen. Er biß die Lippen zusammen und scharrte mit dem Fuß im Gartenkies, verlegen um das, was er ihr sagen sollte. Da trat drüben über der Straße jemand aus der Tür der Wirtsstube. Das weckte ihn. „Geh vom Eingang weg, Maria," sagte er hastig, fast barsch, und als sie erschreckt und gehorsam neben ihn trat, wollte er sie ebenso hastig vollends abschütteln. „Morgen in St. Felix wollen wir darüber reden. Du gehst zurück mit dem letzten Schiff, hast du gehört?" Sein Ton war herrisch, und er machte Miene, sie zu verlassen.

Aber Maria klammerte sich an seinen Arm: „Martin, du kannst mich doch nicht im Stich lassen, Martin," bettelte sie.

Die Schritte von vorhin entfernten sich auf der Straße, aber zum zweitenmal ging die Wirtsstubentür.

Martin hielt sich nicht länger. Er drängte das Mädchen zurück. „Bleib da," stieß er heraus, und als sie noch immer bettelnd ihn zu halten suchte, vergaß er sich. „Narr!" sagte er, riß sich mit einer rauhen Bewegung los und ging aus dem Garten. Daß er die Post hatte holen wollen, fiel ihm nicht mehr ein. Eilig schritt er auf der Straße davon.

Die Maria stand wie betäubt. Sie trat tiefer in den dunklen Garten zurück; ganz in eine nächtige Ecke schlich sie, rückwärts gehend, stand da und lauschte, wie Martin davonging, und lauschte, wie jemand an den Garten kam. Sie unterschied die Gestalt der Kellnerin, die am Eingang stand und hereinschaute. Diese holte Martins Glas vom Tisch, wo er gesessen hatte, und ging wieder davon, ohne daß sie Maria gesehen hätte. Die letztere hielt die Hände verkrampft. Sie fror, zuweilen kam sie das bittere, stürmische Weinen wieder an.

Allmählich wurde es ganz Nacht. Drüben in der Wirtsstube hatten sie Licht angezündet, ein roter Schein quoll über die Straße herüber und stach da und dort zwischen Astwerk hindurch in den Garten. Die Maria wich davor zurück, ohne zu wissen, warum. Auf der Seeseite des Gartens war es schwarz vor Dunkelheit, dorthin verkroch sie sich, und als sie sich zwischen Tischen und Bänken hindurchgetastet hatte, bis wo sie des Geländers wegen nicht mehr weiter konnte, ließ sie sich auf dieselbe Bank nieder, auf der Martin vorher gesessen hatte. Ihr Kopf war dumpf, sie saß in sich zusammengeworfen auf der Bank; es war auf der Welt kein unglücklicherer Mensch als sie. Die Nacht war sonderbar still, im Anfang schien sie so tief dunkel, daß Maria, die nichts sah, sich leiblich so verloren fühlte wie in ihrer armen Seele. Bald aber gewöhnte sich ihr Auge an die Dunkelheit, und wo der See lag, sah sie eine glänzend schwarze Fläche wie schwarzgleißenden Stahl, und dann unterschied sie den Himmel, der sich hoch über diese Fläche spannte, und nun schlüpfte aus dem dunkeln Himmel da und da und dort ein kleines zuckendes Lchit. Dann war es, als sei jedes dieser Lichter auch unten im See ,tief in der Flut wie eine mit einem Speer hineingestochene kleine leuchtende Wunde. Aber der Garten schwieg. Selten nur rauschte es in den alten großen Bäumen. Die Maria störte und fand niemand. Und die Maria sah bald nicht mehr den See und die aufglimmenden Sterne. Sie saß mit über den Tisch geworfenem Oberkörper da und starrte vor sich hin und starrte in ihr armes Leben hinein. Es war ein Haus unten in der schwäbischen Ebene! Nelkenstöcke standen vor den braunen Fenstern; die Mutter war immer für ihre schönen Nelken bekannt gewesen! Und ein Mann ging auf das Holzhaus zu, mit der Grasbutte am Rücken, groß und hager, mit einem strengen, rechtschaffenen Gesicht. Ein grauer Bartkranz lief ihm um Wangen und Kinn, aber der Mund war frei und war fest geschlossen; er lachte wenig, der Vater! Aber er arbeitete vom frühen Morgen bis in die Nacht, daß er für die große Familie ein rechtschaffen Brot verdiente. Und rechtschaffen sein — darauf war er stolz, darauf immer, daß er es sei und daß es seine Kinder würden und —

Eben rauschten die alten Bäume wieder dumpf, als hätten sie alle einen tiefen, schmerzlichen Atemzug getan; und ein Schluchzen tönt in das Rauschen, ein herzbrechendes, bitteres, verzweifeltes.

„Jesus, mein Gott, was soll ich tun?" stöhnt die Maria, die fremd ist und keinen hat und weiß, daß — — — Ja freilich, wie soll der große Herr, der Martin, ihr helfen können!

(Fortsetzung folgt.)

Der weiße Tod.

Aus meinem Wander-Tagebuch.

Von Ferdinand Bruger-Geisenhausen.

Wir kamen voll stolzen Selbstgefühls aus den deutschen Mittelgebirgen und hatten manche schneidige Fahrt schon hinter uns, — aber das Hochgebirge hat dennoch seine ganz besondere Eigenart, viel mehr Gefahren, doch auch den süßeren Lohn! Wehe aber dem Unerfahrenen, der blind vertraut auf eigene Kraft; er wird nur selten dem Geschick entrinnen. Das sollten auch wir noch auszukosten haben.

Wir hatten uns zum Ziel die Gletscherwelt Tirols gesetzt und waren in das schöne Oetztal gefahren. Ein Gefühl innerster Ergriffenheit erfaßt jeden, der zum erstenmal die mächtigen Riesen unserer Alpen schaut, die tiefen Täler zwischen ungeheuerem Gefels und droben, schier verwachsen mit dem lichtverklärten Himmelsblau, erstarrte Eiskolosse im unendlichen Schnee. An den Hängen aber klammert sich empor das dunkle Grün zerzauster Wälder, Fichten, Forchen und niedergepeitschte, bodenkriechende Latschen, — der letzte Abschluß, ehe die kahlgefegten Höhen drohen . . .

Von Vent, dem einsamen Bergdorf, sollte unser Aufstieg beginnen. Es war ein föhnklarer Tag mit gutem Pulverschnee. Dennoch war der Aufstieg äußerst beschwerlich und ermüdend. Über vereiste Steilhänge ging es empor. Wir mußten unsere Skier tragen. Manch bitterer Schweißtropfen ward vergossen, und man bekam schon einen Vorgeschmack vom Unterschiede zwischen Hoch- und Mittelgebirgen. Aber endlich, gegen Mittag, erreichten wir unser Ziel: die Breslauer Hütte.

Wir rasteten gründlich und schauten hinunter in die strahlend verklärte Welt. Dann machten wir uns auf, um den Weg für den morgigen Tag zu untersuchen. Der Schnee war gut, und wir stiegen gemächlich über die Moräne und den Ferner gegen das Mitterkarjoch hinan. Nun kamen wir am Fuß des Steilhanges an, der zum eigentlichen Joche führt, vergewisserten uns der Lage und wandten uns der Hütte zu. Es war eine herrliche Abfahrt über den sanft geneigten Ferner. Die volle, atemraubende Wonne des Augenblicks, des Dahinstürmens über die mächtigen Höhen, überkam uns wie ein Rausch. In sausender Fahrt erreichten wir die Hütte.

Bald prasselte drinnen ein warmes Feuer und vertrieb die winterliche Kälte. Draußen summte die eisige Winternacht um unser Haus, und langsam fielen uns die Augen zu.

Der nächste Morgen brachte eine unangenehme Überraschung: das Wetter war umgeschlagen — es stürmte. Trübe Nebelfetzen peitschte der Wind an den Graten, es war kalt und unfreundlich. Aber da wir nun einmal hier waren, wollten wir den Kampf nicht so leichten Kaufes aufgeben. Mein Freund, ein sehniger, zäher Riese, fuhr unermüdlich voran und suchte den Weg, — aber der Sturm hatte alle Spuren von gestern bereits verwischt. Nun begann es zu allem Unglück auch noch zu schneien. Die Heftigkeit des Gegenwindes nahm zu. Mühselige, unfrohe Fahrt, bei der jeder Schritt erkämpft werden muß! So vergingen Stunden angestrengtester Arbeit, verbissenen Ringens. Im Kessel des Mitterkarferners raste der wilde Eiswind, meine Hände erstarrten vor Kälte, das ganze Gesicht verklammte und schmerzte heftig vom wütenden Anprall der Eiskristalle.

So langten wir endlich im hintersten Winkel des Gletscherbeckens an, aber nicht an der geplanten Aufstiegstelle, wir hatten uns vergangen! Meinen Freund erfaßte eine verzweifelte Wut, er wollte und mußte hinauf! Zunächst ein wenig verschnaufen und Umschau halten, denn hier war es wenigstens einigermaßen windstill. Doch bald schüttelte uns nach all der Anstrengung die Eiseskälte dermaßen, daß wir doch weiter mußten. Wie sollte das werden? Neben der Kälte verspürte ich bereits eine empfindliche

Müdigkeit in allen Gliedern und wäre lieber umgekehrt … Es begann jetzt die entsetzliche und erschöpfende Arbeit des Aufstiegs! Einen Stufenweg mußten wir uns schlagen über den stahlharten Firn zum Mitterkarjoch — es schien nackter Wahnsinn. Aber wer mag erliegen und nachgeben in einem Kampf, den er so siegesfroh begann?

Ein großes Hindernis waren uns die Skier, die wir wegen des immer heftiger werdenden Schneetreibens hatten mitnehmen müssen. Es begann ein mühseliges Klettern und Rutschen, ein Anspannen aller Kräfte, die dennoch bald erlahmen mußten.

So verrann Stunde um Stunde, und ich bemerkte mit Schrecken, wie meine Kräfte mich immer mehr verließen. Die schneidende Kälte machte die Hände bald völlig steif, so daß sie kaum den schweren Pickel umklammern konnten —, mein Herz schlug wie ein Hammer, der Atem keuchte, — und immer dichter fiel der Schnee. Da glitt ich aus in kraftloser Erschöpfung, und nur das stramme Seil, an dem ich festgebunden, hielt mich noch. Mein Freund schrie irgend etwas — der Sturm verschlang es. Da riß er mich mit Riesenkraft am Seil empor, und weiter ging's mühsam und langsam. Ich ächzte leise vor mich hin vor Mattigkeit und Kälte, Gesicht und Hände waren mir wie tot und bluteten …

Endlich das Joch! Aber nun warf sich der entfesselte Sturm mit Riesenkraft auf uns, wir konnten uns nicht mehr aufrecht halten, — — das war das Ende. Endlich fanden wir hinter einer aufgetürmten Wehe etwas Schutz, es war die höchste Zeit, ich war vollkommen fertig. Was tun? Die verschneiten Eisstufen hinab? Unmöglich! Hier bleiben in der Eiseskälte, ging auch nicht an. Da bettete mein Freund mich ganz verzweifelt hinter unserer Schutzwand ein, stieß meine Skier in den hohen Schnee und band vorsichtig meinen Stock dazwischen, so daß die scharfe Eisenspitze dicht vor meiner Stirn hing. Die Gefahr des Einschlafens war bei meiner völligen Erschöpfung überaus groß, und das hätte bei der grimmen Kälte sicherlich den Tod bedeutet. Das sollte der aufgehängte Stock verhindern, der jedesmal, wenn ich den Kopf nur sinken ließ, mich ganz empfindlich traf. Nun ging mein Freund, ich sah ihm stumpf und kraftlos nach. Ich fieberte vor Müdigkeit, ich war so matt — Schnee fiel gleichmäßig-schwer, Sturm heulte über mir die Sterbemelodie. Ach, schlafen können, süße Ruh empfinden! — Die Augen fielen zu, die Welt versank. Visionen kamen … ich war ein Kind und saß bei meinen Eltern im warmen Zimmer, die Lampe brannte hell — mein Kopf sank vor, da weckte jäh ein Schlag mich wieder auf, es war die Eisenspitze meines Stockes … Nacht war's geworden, Kälte fraß an mir, — und wieder schlief ich ein, ich träumte, im Fluge zog mein Leben rasend schnell vorbei — — dann — wußte ich nichts mehr von mir — — —

Als ich erwachte aus dem langen Traum, lag ich gebettet und gewärmt in einem hübschen Zimmer, mein langer Freund saß still und ernst an meinem Bett. Als er mich wach sah, drückte er mir lang und innig die Hand. „Am Tode gerade noch vorbei", sagte er, „dem weißen Tod der Berge!"

Erkaltet die Sonne?

Jedermann weiß, daß die Sonne und die übrigen Fixsterne unendlich heiße Massen sind. Sie strahlen sekündlich in den kalten Weltenraum ungeheure Wärmemassen aus, so daß man auf den Gedanken kommen könnte, daß in absehbarer Zeit ein Erkalten dieser Himmelskörper eintreten kann. H. Fricke hat sich mit dieser Frage im „Naturforscher" (1926) befaßt. Man hat die Temperatur der Sonne gemessen und auf 6000 Grad bestimmt. Diese Temperatur scheint sie trotz der Ausstrahlung schon Millionen von Jahren beibehalten zu haben. Fricke geht von den Anschauungen von Nernst aus, daß es neben wahrnehmbaren Strahlen im Äther noch eine Reihe von Strahlungsarten gibt, die äußerst durchdringend sind. Es soll eine Unmenge solcher Strahlungen geben. Er bezeichnet sie als „Nullpunktsenergie". Diese Energien des scheinbar leeren Raumes haben nach anderen Forschern unvorstellbar hohe Werte. So soll die Energie eines Kubikmillimeters des scheinbar kalten Weltraumes oder Äthers so groß sein, daß eine Anlage von einer Million Pferdestärken 40 Millionen Jahre ununterbrochen arbeiten könnte. Nur ein kleiner Teil wird absorbiert. Dadurch werden die Menschen erwärmt. Die Wärme nimmt mit der Größe der Kugel zu. Fricke sieht in den Weltkörpern die Weltraumthermometer von Nernst. Je größer und je dichter ein Weltkörper ist, desto höher ist die Gleichgewichtstemperatur. So würde jeder Weltkörper gemäß seiner Größe bei einer bestimmten Temperatur im Gleichgewicht verharren. Dieses Gleichgewicht ist natürlich bei der Sonne größer als bei der Erde oder beim Mond. So kann man den Zustand der Welt als Gleichgewichtszustand auffassen, und an einen Wärme- oder Kältetod ist nicht zu denken. Sollte sich vorübergehend einmal ein Stern über den Durchschnitt erhitzen, dann wird der Gleichgewichtszustand wieder hergestellt. Darum ist der Zustand neuer Sterne immer nur vorübergehend im Gegensatz zu dem Dauerzustand der Fixsterne. Rudolf Hundt.

Bunte Chronik

* **Kopflose Porträts.** Die jungen Maler in Paris, die oft nicht das Notwendigste zum Leben haben, deren Kunstbegeisterung aber keine Grenzen hat, müssen immer wieder die merkwürdigsten Erfindungen machen, um sich kümmerlich durchs Leben zu bringen. Man kennt die Künstlerlokale des Quartier Latin, man kennt den Boulevard Mont Parnasse, in dessen berühmten Künstlerkneipen alle Wände voll hängen von Bildern unbekannter Maler, die vielleicht einmal mit Gold aufgewogen werden. Heute aber, da das Geld knapp und die Künstler unbekannt sind, verkaufen sie ihre Bilder zu jedem Preis oder besser, sie benutzen sie als Tauschobjekte. Wie in den Zeiten der Anfänge unserer Volkswirtschaft, herrscht ein lebhafter Tauschhandel, ein Stilleben geht weg gegen ein Beefsteak mit Kartoffeln, ein weiblicher Akt gegen ein Paar alte Hosen, und das Porträt irgend einer historischen Persönlichkeit gegen einen Zentner Kohle für die, ach, so kalte Mansardenwohnung. Nun mußten aber die Künstler die Erfahrung machen, daß die Bildnisse historischer Persönlichkeiten meistens unverkauft blieben, und so kam einer auf die geniale Idee, kopflose Porträts anzufertigen, denen je nach Wunsch des Käufers oder besser Eintauschers ein Kopf aufgesetzt wird. Der Maler malt also wunderbare Generäle, alte Römer, Diplomaten, Bischöfe, aber nur bis zum Hals, so daß jeder Bäckermeister, Restaurateur oder Friseur sich gegen Lieferung von Sachwerten die Freude verschaffen kann, seinen höchst eigenen Kopf auf einen so glänzenden Unterbau aufgesetzt zu sehen. Die menschliche Eitelkeit kommt auf ihre Kosten, der junge Künstler zu einem warmen Zimmer oder einer Mahlzeit, und man wird demnächst das martialische Gesicht eines Kneipwirtes als Kardinal Richelieu oder als Robespierre bewundern können.

Rätsel-Ecke

Spitzen-Rätsel.

O	O	O	O	O	O	O	O	O	O	O
e	n	a	o	l	o	a	f	r	a	e
O	O	O	O	O	O	O	O	O	O	O
t		s	n	h		t	r	k		l
		O	O				O	O		
		u						l		

Die Kreise dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die oberste wagerechte Linie ein neues Wort, mit „W" beginnend. Fritz Bl.

*

Rätsel.

Zum Reifen werde ich verwandt,
Ich kann ein Pferd, ein Elefant,
Ein Esel, ein Kamel auch sein,
(Sogar ein Büffel, fällt mir ein.)
Wirst du mich nun von rückwärts lesen,
Dann merk: ich bleib dasselbe Wesen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 34.

Vorhang-Rätsel:

P	F	A	N	N	K	U	C	H	E	N
o	i	u	a	e	a	r	h	e	i	u
r	s	r	g	i	i	n	l	s	l	s
t	o	g	e	d		e	o	s	b	s
u	h	a	l				r	e	o	b
g	e	u						n	t	a
a	r								e	u
l										m

= Pfannkuchen

Scherz-Rätsel: „Ein Mann, ein Wort."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.